

# Der Anteil des Denkens an Empfindung und Bewusstsein.

Von J. F. Thöne in Lank (Rhein).

Die herkömmliche Anschauung der Psychologen geht dahin, dass wir in den Empfindungen, Gefühlen und sinnlichen Strebungen Bewusstseinszustände zu sehen haben, die den eigentlich höheren Betätigungsrichtungen des Bewusstseins, vorzüglich dem Denken, noch vorausgehen, selbst also noch kein Denken voraussetzen, durch keinerlei Denkopoperationen ihrerseits bedingt sind. Das Denken beginne erst mit der Begriffsbildung, finde seinen eigentlichen Höhepunkt dann im Urteilen und Schliessen. Noch nach dem neuesten Werk über allgemeine Psychologie von Jos. Geyser (Münster 1908), das sonst in anerkanntester Weise die neuesten Untersuchungen berücksichtigt, ist der ursprünglichste Denkvorgang, „unsere erste Reflexion“ (404), das „Vorfinden“ eines Empfindungsinhaltes im Bewusstsein, d. h. die einfache denkende Konstatierung seines Vorhandenseins, seines Erlebens. Sie bildet die Grundlage des sogen. Existenzialurteils („A ist“). Demnach setzt der einfachste Denktakt das blosses Haben, das blosses bewusste Erleben der betreffenden Empfindung schon voraus. Wenn aber dies, dann setzt er noch viel mehr voraus das Bewusstsein als solches, d. h. jene allgemeinste aller psychischen Tatsachen, dass wir überhaupt um unsere psychischen Erlebnisse wissen. Demnach kann bei Kindern in den ersten Lebensjahren Bewusstsein, so müsse man demnach schliessen, bestehen ohne Denken.

Wir glauben, dass sich diese Erklärung des Bewusstseinslebens nicht halten lässt, dass vielmehr die ersten Spuren von eigentlichen Denkvorgängen früher zu suchen sind. Wir wollen den Nachweis versuchen, dass erstens die einfache Empfindung als solche durch Denkopoperationen bedingt ist und dadurch erst zustande kommt, und sogar zweitens das Bewusstsein als solches, das Wissen des erlebenden Subjektes um seine Bewusstseinsinhalte und um seine Existenz, Denkvorgänge zur Voraussetzung hat, dass also, um beides zusammenzufassen, durch das Denken erst die unbewusste Empfindung zur bewussten wird.

Betrachten wir zu dem Zwecke den Satz: Ich habe den Bewusstseinsinhalt „rot“, diesen, was seinen Inhalt angeht, scheinbar völlig einfachen, nicht weiter mehr zurückführbaren Satz (das „Vorfinden“ des Inhaltes nach

Geyser). Er schliesst eine vierfache Annahme (und zwar wohl nicht bloss unbewusst, implicite) in sich: 1. Ich existiere. 2. Das Rot existiert. 3. Das Rot ist nicht mit dem Ich der Sache nach identisch, sondern beide fallen auseinander, beide stehen sich gegenüber und zwar in der Weise des Gegenüberstehens von Objekt und Subjekt. 4. Obwohl beide nicht identisch sind, besteht zwischen beiden doch eine bestimmte Relation, nämlich die Relation, die darin besteht, dass das Rot für das Ich etwas Bewusstes ist, etwas Erlebtwerdendes ist, die Relation des Bewusst-seins als solchen.

Es fragt sich nun, wie man zu diesen vielen komplizierten Voraussetzungen, die jede, auch die einfachste bewusste Empfindung schon einschliesst, kommt.

Die einfachste und darum annehmbarste Erklärung ist diese. Wir nehmen an, man habe gleichzeitig zwei verschiedene Empfindungen im Bewusstsein, etwa ein Rot und ein Blau. Gleichgültig ist, ob beide Wahrnehmungs- oder Erinnerungsvorstellungen sind, oder ob die eine von ihnen eine Wahrnehmungs-, die andere eine Erinnerungsvorstellung ist. In diesem Falle wird sich das denkende Ich, getrieben durch das logische Gesetz des Widerspruchs, wonach  $A$  nur  $= A$  und nicht  $= B$  ist, sagen, dass es unmöglich mit dem Rot und dem Blau zugleich identisch sein kann, dass vielmehr wenigstens das eine von diesen mit ihm als dem Subjekte nicht der Sache nach dasselbe ist, sondern ihm als Objekt gegenübersteht. Aber eben dadurch, dass ein Bewusstseinsinhalt für uns Objekt wird, d. h. nicht mehr mit dem erlebenden Subjekt identifiziert wird, muss er für uns zum Bewusstsein kommen, denn die Behauptung, eine Empfindung sei für mich psychisches Objekt, hat doch nur den Sinn, sie werde von mir psychisch erlebt, psychisch gewusst, sei für mich eine bewusste, ich habe das Bewusstsein dieser Empfindung.

So fällt der eine von den beiden Inhalten, etwa das Blau, aus der ursprünglich angenommenen Identität mit dem Subjekt hinaus und wird dadurch bewusst. Aber dem anderen, also dem Rot, wird bald dasselbe begegnen, denn wir werden es ja nicht nur mit dem Blau, sondern auch noch mit einer ganzen Reihe von anderen Empfindungen zu vergleichen haben, und so werden von nun an alle Empfindungen für das Ich zu Objekten, zu bewussten Empfindungen.

Demnach setzt schon das blosse Bewusstwerden der ersten Empfindung eines Kindes ein Vergleichen und einen Urteilsakt, also einen Denkakt voraus. Durch den Vergleich, durch den Kontrast also, wird die erste Empfindung bewusst. Solange das Kind nur eine einzige Empfindung hat, bzw. gehabt hat, ist diese, mag sie noch so weit die „Schwelle des Bewusstseins“ überschritten haben, nur eine unbewusste, weil bei ihr kein Vergleich und darum keine Objektivierung möglich ist.

Somit zeigt es sich, dass das psychische Subjekt von vornherein nicht auf den erkenntnistheoretischen Idealismus, sondern auf den Realismus

angelegt ist. Wenn der Idealismus die richtige Weltanschauung wäre, wenn Subjekt und Objekt real zusammenfielen, würde unser Seelenleben gar kein bewusstes sein, sondern vollständig im Unbewussten verlaufen. Da wir Bewusstseinsinhalte haben, die für uns Objekte sind, müssen wir an den Idealismus die Frage richten: Wo kommen diese Inhalte her? Wenn alles Seiende nur Subjekt wäre, würde es sich niemals objektivieren, würde es sein Bewusstsein niemals mit Inhalten ausfüllen können, das Ich würde gar keine Inhalte aus sich heraussetzen können.

Bei dieser Erklärung des Bewusstwerdens der Empfindung durch Denkvorgänge haben wir eine ganze Reihe von Voraussetzungen gemacht, die wir jetzt genauer rechtfertigen müssen, desgleichen ergibt sich eine Anzahl Folgerungen daraus, die ebenfalls zu betrachten sind:

10. Wie ist es zu erklären, dass das Ich, das Subjekt, zwei Empfindungsinhalte zugleich haben kann? (dass es sie haben kann, lässt sich unmittelbar erleben, kann also gar nicht abgestritten werden). Wie kommt es, dass es in einem Akte zwei verschiedene Objekte zusammen wissen kann? Es ist offenbar nur dadurch möglich, dass die beiden Relationen des Bewusstseins dieser Empfindungen (vergl. oben) gleichsam wie zwei Linien im Ich als in einem Brennpunkte, der für beide Linien gemeinsam ist, zusammenlaufen. Verhält es sich aber so, dass das psychische Subjekt verschiedene Objekte gemeinsam auf sich beziehen kann, sie wie in einem Brennpunkte zusammenfassen kann, so folgt daraus, dass das Bewusstseinssubjekt nicht materiell ist, denn die Materie ist als solche juxtapositiv im Raume ausgegossen, und diese Diffusion im Raume ist das strikte Gegenteil von dem Beziehen mehrerer Objekte auf einen identischen Knotenpunkt. Also ist das Bewusstseinssubjekt seinem Wesen nach nichts Diffuses, sondern ein Geist.

Da aber aus der Juxtaposition ausschliesslich die Teilbarkeit, aus dieser ausschliesslich die Auflösbarekeit folgt, so ist das Bewusstseinssubjekt, weil geistig, nicht teilbar, und weil unteilbar, unauflösbar, d. h. unsterblich.

Das Ich, der Knotenpunkt aller Bewusstseinsbeziehungen, ist demnach auch nichts anderes als der naturnotwendige bewusste Ausdruck für diese Konzentration, die im Wesen des Geistes im Gegensatz zu dem der Materie liegt.

20. Wir haben schon das Bestehen eines Denkgesetzes im Subjekt, des Gesetzes des Widerspruchs, vorausgesetzt. Wo kommt dieses her? Machen wir uns einmal klar, was dieses Gesetz will. Es hat eine doppelte Seite; positiv ausgedrückt ist es das Gesetz der Identität:  $A = A$ , negativ ausgedrückt ist es das Gesetz vom Widerspruch im engeren Sinne:  $A$  nicht = Nicht- $A$ . Es drückt demnach die für das erkennende Subjekt bestehende Notwendigkeit aus, alles als ein in sich Identisches zu nehmen

und jeden Widerspruch als die Identität störend auszuschliessen. Verhält es sich aber so, dann ist dieses Gesetz einfach eine direkte Folge aus dem eigentümlichen Wesen des Geistes selber. In der Materie und ihrer kontinuierlichen Ausbreitung im Raume liegt es, dass jeder einzelne Punkt einem anderen Punkte gegenüber eben ein anderer ist, mit ihm nicht identisch ist, in der Konzentration des Ich liegt es aber, dass das ganze psychische Subjekt in allen seinen „Teilen“ mit sich absolut identisch ist, seine Konzentration ist das objektiv vorliegende Urbild aller Identifizierung. Ist aber das der Fall, so wird es mit natürlicher Notwendigkeit in seinem Auffassen der Objekte ein Denkgesetz der Identität, eines zu vermeidenden Widerspruchs zur Anwendung bringen, es wird ebensowenig im Stande sein, etwas Widersprechendes zu denken, wie ein viereckiger Schlüssel ein Schloss mit rundem Loche öffnen kann. Das Gesetz ist in seinem Dasein die Folge der einfachen psychischen Unmöglichkeit des Zusammenhaltens von Nichtidentischem in einem in sich Identischen. Dann fällt das eine von beiden aus dem Denken des Subjektes heraus, etwa, wie, um ein allerdings ziemlich hinkendes Beispiel zu brauchen, von einem überlasteten Magneten ein Teil des Angezogenen abfällt.

3°. Ist alles Erkennen ein Kontrasterkennen, das Erkennen eines Verschiedenheitsverhältnisses, so ergibt sich, dass man niemals zum bewussten Erkennen eines Empfindungsinhaltes kommen würde, wenn entweder niemals ein Kontrast im Bewusstsein einträte, oder, wenn er zwar verschiedene Empfindungen hätte, aber diese nicht auf einen einheitlichen Ich-Knotenpunkt beziehen und sie in ihm vergleichen könnte. Wo dieser Fall in betracht kommen kann, werden wir gleich sehen.

4°. Eine Reihe einfachster Begriffe entstehen auch durch das Bemerken des Kontrastes beim Vergleichen zweier Empfindungsinhalte, hauptsächlich drei, nämlich: a. Der Begriff der Verneinung. Was die Verneinung ist, kommt uns zum ersten Male zum Bewusstsein, wenn wir das Gesetz des Widerspruchs auf die beiden verschiedenen Empfindungen anwenden, hier setzen wir den ersten und einfachsten Akt der Verneinung; b. der Begriff der Vielheit im Gegensatz zu dem der Einheit und damit der Begriff der Zahl. Durch das gleichzeitige Auffassen einer Zweiheit bezw. überhaupt einer Mehrheit in einem einzigen Akte, durch ihr gleichzeitiges Sehen von einem einzigen Gesichtspunkte, nämlich vom Ichpunkte aus, bekommt man den Begriff der Zweizahl und weiterhin den der Zahl überhaupt. Erleichtert wird die Erkenntnis der Zahl durch die Erkenntnis der Verschiedenheit des Gezählten untereinander, ein grüner Punkt und ein roter Punkt lässt viel eher zur Vorstellung der Zweiheit kommen, als zwei grüne Punkte nebeneinander. Der Begriff der Verneinung ist also wenn nicht eine notwendige, so doch eine sehr vorteilhafte Vorbedingung für die Bildung des Begriffs der Zahl. Die traditionelle Anschauung über die Entstehung des Begriffs der Zahl geht allerdings dahin, dass zuerst die Auffassung einer Vielheit von Gleichartigem zur

Erkenntnis der Zahl geführt habe, wir können uns dieser jedoch nach dem bisher Entwickelten nicht anschliessen; c. durch das Auseinanderfallen von Subjekt und Objekt in der ursprünglichen Vergleichung erhalten wir im Begriffe des Objektes den Begriff des Seins, als eines von uns verschiedenen und somit für sich bestehenden Seins, also den Begriff des Gegenstandes, des Dinges, der Substanz, insofern man unter Substanz eben ein unabhängig von uns bestehendes, ein für sich bestehendes Sein versteht.

5<sup>o</sup>. In dem Augenblicke des bewussten Voneinandertrennens der Bewusstseinsobjekte vom Bewusstseinssubjekte entsteht endlich die Möglichkeit des Sprechens, d. h. die Möglichkeit, für das Objekt als für ein von uns unabhängiges, für sich bestehendes Sein eine eigene Bezeichnung zu nehmen. Solange das Objekt noch nicht vom Subjekte unterschieden wird, ist es ja zwecklos, es eigens zu bezeichnen, das Ich fühlt dann noch kein Bedürfnis zu einer Bezeichnung und spricht darum nicht. Hieraus ergibt sich die Folgerung, dass die ältesten und ursprünglichsten Worte einer Sprache die Adjektive und erst in zweiter Linie die Substantive sind, insofern das, was zuerst bemerkt wird, Empfindungsqualitäten sind, und diese erst in zweiter Linie als Substanzen aufgefasst werden. In der Tat wird diese Folgerung von der vergleichenden Sprachwissenschaft bestätigt, Deduktion und Induktion treffen also hier zusammen. So gibt es z. B. in einer Sprache von anerkannt antiker Färbung, der hebräischen, eine grosse Zahl substantivierter Adjektive, wie *or* = das Licht (eigentl. = leuchtend), *ir* = die Stadt (eigentl. = aufragend) u. s. w.

6<sup>o</sup>. Das Wort in der Sprache ist also Bezeichnung für ein als solches erkanntes Objekt. Hieraus folgt, dass sich da, wo sich keine Sprache findet, m. a. W. im Tierreiche, ein Erkennen von Objekten als solchen und hiermit überhaupt ein Auseinanderfallen von Subjekt und Objekt und hiermit wieder ein Bewusstsein im Sinne eines bewussten Erlebens von Objekten nicht findet. Fehlt den Tieren aber ein Bewusstsein, so müsste man nach dem vorhin Gesagten entweder annehmen, dass sie eine absolute Eintönigkeit in ihren Empfindungsqualitäten haben, so dass diese nie einen Kontrast bilden, oder dass sie nicht imstande sind, ihre verschiedenen Empfindungen zwecks denkenden Vergleiches auf einen identischen Knotenpunkt, einen Ichpunkt, zu beziehen. Da die erstere Annahme dem Bau ihrer Sinnesorgane, der dem menschlichen analog ist, und darum auch wie beim Menschen eine Mannigfaltigkeit von Empfindungsqualitäten ermöglichen muss, widerspricht, so ergibt sich, dass den Tieren die Ichkonzentration abgeht. Folglich ist die „Seele“ des Tieres auch keine in sich konzentrierte, d. h. keine geistige, vielmehr ist das Tier auch seiner Seele nach, wie die Materie, diffusiv gebildet, folglich auch der Seele nach teilbar und somit auch der Seele nach sterblich. Aus der Unfähigkeit der Tiere, zu sprechen, ergibt sich also, dass sie 1. nicht denken, 2. kein bewusstes Seelenleben führen, 3. ihrer Seele nach sterblich sind.